Das Evangelium im Evangelium

Zum Gleichnis vom verlorenen Sohn

Paul Imhof, München

Wer sich radikal auf das Evangelium einlassen möchte, für den wird die Barmherzigkeit Gottes maßgebend. Das Gleichnis vom barmherzigen Vater und seinem verlorenen Sohn (vgl. Lk 15,11–32) macht offenbar, wie Gott barmherzig ist. Er erwartet den Menschen, der bis zum Äußersten gegangen ist. Was war geschehen?

Sein Sohn, der in die Ferne zieht, hatte all das Seinige erhalten. Denn: Der Vater „teilte unter sie das Besitztum" (Lk 15,12; im griechischen Text steht: τὸν βίον, das heißt eigentlich: *das Leben*). Der Vater schenkt dem Sohn das Leben – und zwar vorbehaltlos. Er ist nicht geizig, sondern ein Vater, der wirklich gehen läßt; einer, der nicht wie ein Marionettenspieler die Fäden in der Hand behält; er gibt frei, schenkt nicht nur irgend etwas, sondern verhält sich so zu seinem Sohn, daß dieser sich an sich selbst erhält. Es ist der Sohn, der nach seinem „Anteil des Vermögens" (Lk 15,12) verlangte. Vermögen – das meint wohl nicht nur eine gegenständliche Habe, sondern Vermögen im Vollsinn des Wortes: alles, was jemand vermag, das ganze Können, alle Möglichkeiten und Potenzen. (Im griechischen Text steht für „Vermögen" οὐσία = dt. *Wesen;* im lateinischen Text lesen wir *substantia.*) Dem Sohn wurde also sein *Wesen,* das, was ihn *substantiell* ausmacht, übereignet. Er ist mit allem und in allem reich beschenkt. – Im Bereich des Äußersten vergeudete der Sohn sein Wesen, ruinierte er seine Substanz, zerstörte er seine Persönlichkeit.[1] In diesem Gleichnis geht es letztlich nicht um ein mehr oder minder unmoralisches und unanständiges Leben – darum auch –, sondern um mehr: um den Verlust des Ganzen. Der griechische Text beschreibt den Zustand des Sohnes als ἀ-σώτως, d.h. als heillos. Gleichsam der Erlöser (griech. Σωτῆρ), nicht nur Hab und Gut, wurde in maßloser Selbstüberschätzung verspielt. Triumph der Hybris.

Im Evangelium geht es ums Ganze. Der Sohn, von dem erzählt wird, hatte alles verloren, sich selbst total ruiniert.

Keiner weiß warum. Ein Wunder geschieht. Gewiß waren die ersten Schritte hart, wohl mehr ein Taumeln als ein Gehen. Inmitten des Zustandes verzweifelter Hoffnungslosigkeit geschieht Aufbruch. Der Bruch mit dem Äußersten gelingt. Das Äußerste, das Vegetieren bei den Schweinen, wird der Bereich, den der Sohn hinter sich läßt.

Die Heimkehr des Sohnes vermieste kein Vorwurf, nicht die Frage: Warum? Wie konntest du nur? Der Vater sagt sein unbedingtes, fragloses Ja zu seinem Sohn. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Da sagte der Sohn: „Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein." Der Vater sagte zu seinen Knechten: „Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand, und zieht ihm Schuhe an. Bringt das Mastkalb her, und schlachtet es; wir wollen essen und froh sein." (Lk 15,20–23)

Nicht halbherzig, sondern aus ganzem Herzen nahm der Vater den Sohn an. Er schenkte ihm aufs neue alles. Er ist der Ganz-Andere. Er handelt von jenseits der kleinbürgerlichen Moral; er sprengt die üblichen gesellschaftlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit. Gott ist barmherzig. Gott ist „Vater", ewig schöpferische Liebe, die sein-läßt. Und man könnte hinzufügen: Gott ist „Mutter"; denn die Schöpfung ist in ewiger Liebe hinausgeboren in Raum und Zeit. In ihr ist Gottes Barmherzigkeit gegenwärtig.[2]

Das Evangelium im Evangelium will uns Mut machen, barmherzig zu handeln. Heißt es doch: „Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist." (Mt 5,47) Üben wir Gnade. Sagen wir ja im Namen der Barmherzigkeit, in *Gottes Namen.*

---

[1] Nicht einmal mehr Gemeinschaft mit den Schweinen – im Judentum das unreine Tier par excellence, die Metapher für eine total veräußerlichte Existenzform, die Figur banalster Vorhandenheit, das Symbol einer Existenzform, die im Wasser der Zeit zukunftslos vergeht, so wie die Schweine im See ersaufen (vgl. Mk 5,13) – war noch der Fall. Das Zeichen für Gemeinschaft – das Essen – war dem Sohn nicht einmal mehr mit den Schweinen möglich. „Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen, aber niemand gab ihm davon." (Lk 15,16). In der deutschen Alltagssprache hört man: „Ein Schwein" – gemeint ist ein Mensch, der das Geheimnis verraten, die eigene Würde und die der anderen mißachtet hat, jemand, der sich bloß äußerlich und nur noch triebhaft verhält. Nicht sein „Ich", sein positives Selbst ist Herr im eigenen Haus, sondern ein gieriges und süchtiges, bloß für sich genommenes „Es" treibt ihn. Wahrscheinlich ging der Prozeß der „Entmenschung" des „verlorenen Sohnes" nicht auf einen Schlag, sondern wohl Schritt für Schritt: Freundschaften zerbrachen, es reichte bald nur noch zu Zechkumpanen – und auch sie zogen sich einer nach dem anderen zurück. Sein Umgang mit den Frauen: immer beliebiger, willkürlicher – billiger. Das andere Du wurde zum bloßen Objekt der Eigenlust degradiert. Hochmut, Stolz und zynische Vernunft ergriffen Besitz von diesem Menschen.

[2] Im jüdischen Bereich schufen die Rabbinen für die Gegenwart Gottes bei den Menschen die Bezeichnung Schechina („Einwohnung"). „Daß die Rabbinen diese weibliche Namensform benutzten, kommt sicher dem menschlichen Bedürfnis entgegen, die ‚weibliche' Dimension der Gottheit – Zuneigung, Mitleid, Schutz – auch sprachlich auszudrücken. (Inhaltlich ist dies auch biblisch gegeben, besonders im Wort *rachamim,* ‚Barmherzigkeit', von *rechem,* ‚Mutterschoß', und in *rachum,* ‚barmherzig', an zentralen Aussagen wie Ex 34,6 und Ps 78,38.)" (Pnina Navé Levinson, Einführung in die rabbinische Theologie, Darmstadt 1982, 42.)